

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 14 (1914)

Artikel: Der Übermensch bei Gottfried Keller und Friedrich Hebbel
Autor: Dünnebier, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-750752>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER ÜBERMENSCH BEI GOTTFRIED KELLER UND FRIEDRICH HEBBEL

Im Sommer 1851 sah Gottfried Keller in Berlin die *Judith* Hebbels. Den überwältigenden Eindruck, den die Tragödie auf ihn machte, legte er in einem Briefe an Hettner nieder: „Es ist ein ganz gewaltiges und tiefes Stück, wenigstens so viel ich darunter verstand: dies Ringen der Vorweltmenschen mit den Göttern und dem Gotte, die sie in ihrer Naturwüchsigkeit sich geschaffen, ist ein majestätisches Schauspiel. Ich dachte fortwährend an Feuerbach, und wie der einfache und klare Gedanke, dessen allseitige Ausführung seine Lebensaufgabe ist, sich so schön bewährt, dass man ihn überall anwenden kann.“ Allerdings musste ihn die *Judith* unmittelbar in den Ideenkreis Feuerbachs hineinführen, und dies nicht nur, weil er zu jener Zeit schärfer auf seine Religionspsychologie eingestellt war, als wir es heute sind, angesichts dieser Welt, ganz von Lust und Wollust am Menschen ausgefüllt, angesichts des prometheischen Übermutes, mit dem Holofernes sein Haupt in den entgötterten Himmel reckt, muss der Name Ludwig Feuerbachs fallen, wenn es auch Brauch zu werden scheint, an den Namen Hebbels unmittelbar den Nietzsches zu knüpfen. Auch das hat Recht und Bedeutung, wenn wir darüber nur nicht vergessen, dass Hebbel nicht mit ihm, sondern Feuerbach die gleiche Luft atmete; vergessen wir nicht, dass das *Wesen des Christentums* oder die spätere *Theogenie* das Heraus- und Emporwachsen der Götter aus der Menschennatur psychologisch feiner deuten können, als die fertigen Gestalten des späteren Dichterphilosophen, der ohne Feuerbach und Stirner übrigens nicht das wäre, was er ist. Hebbel hat von Feuerbach allerdings nur „Einiges“ gelesen; doch bestätigt er selbst, dass er in „Unendlich Vielem“ mit ihm übereinstimme. „Manches habe ich gefunden, was ich schon 1835 dachte und in einem alten Tagebuch aussprach.“ Und dies Unendlich Viele, einheitliche Form geworden in seinem glühenden Jugenddrama, war's doch wohl, was Keller sofort feuerbachisch ansprach. Hiermit soll nicht ein bewusstes Geistesverhältnis Hebbels zu Feuerbach, wie es bei Keller stattfand, „festgestellt“, sondern lediglich auf die Macht

eines Zeitgedankens hingewiesen werden, dem von vielen bedeutenden Geistern des vergangenen Jahrhunderts gezollt wurde.

Mag die Vorstellung von einem Gottmenschen so alt wie die selbstbewusste Menschheit sein, sind auch schon Prometheus und Christus Gestaltungen des uralten Wunsches „zu sein wie Gott“, mit der Entdeckung des Entwicklungsgedankens, vor allem mit der Aufnahme desselben in unsere Weltanschauung als einer unveräußerlichen Wahrheit, erst da konnte auch jene Menschheitsehnsucht einen neuen Ausdruck erhalten, der vom antikheidnischen, so gut wie vom christlichen abweicht. Nicht nur Herder, Goethe und Schiller, die ganze Romantik vor allem, in ihrem Dichten sowohl, wie im Philosophieren, ist des Zeuge. Feuerbach nun macht den Traum der Romantik wahr. Er erhebt den Menschen zum alleinigen Gott, aber dies erst, nachdem er das höchste göttliche Wesen in die Menschheit gesetzt und damit das Ich fest an ein Außer-Ich gefesselt hatte. In diesem seinem „Kommunismus“ geht er mit bewunderungswürdiger Klarheit den Lockungen des romantisch hochgespannten Individualismus aus dem Wege; sein *Wesen des Christentums* beweist, wie wenig ihm an der Verkündigung des Menschen als einem *absoluten* Gott gelegen war. Er wollte mit der Zerstörung der alten Götterbilder der Menschheit allerdings zur Freiheit, nicht aber zu einer göttlichen Unabhängigkeit verhelfen, weil er ihr dazu nicht verhelfen *konnte*. Der Versuch Stirners, durch Wegleugnen der Menschheit (mit der Begründung, es handle sich in ihr nur um einen Begriff, nicht um eine reale Wahrheit) im *Einzigsten* ein Ideal aufzustellen, das jedem Individuum eine einzige Göttlichkeit zusicherte, die der befangene „Pfaffe“ Feuerbach ihm listig vorenthielt, erschien diesem als der verzweifelte Versuch, die Grenzen der Menschheit zu überspringen. Es leuchtet ein, nachdem der Weg, der durch die Gottheit zum Göttlichen führt, durch die Leugnung eben dieser Gottheit verlegt war, blieb dem sich selbst überlassenen Menschen zweierlei übrig, entweder auf seine „Gottwerdung“ allendlich in aller Stille zu verzichten oder den brennenden Wunsch, wenn er sich nicht ersticken ließ, ohne den Beistand eines göttlichen Wesens im Menschen-Ich wahr zu machen. Stirner und Nietzsche sind diesen Weg gegangen, Feuerbach nicht, weil ihm, wie schon ge-

sagt, der radikale Egoismus als eine das Leben störende Gefahr erschien.

Keller steht dieser Auffassung nahe, Hebbel ihr nicht fern. Beide Dichter haben ihre Anschauung vom „Gottmenschen“ künstlerisch gestaltet; Hebbel in der Tragik seines Holofernes, Keller im *Grünen Heinrich* im Schicksale des problematischen Lys. Die Kellersche Gestalt, die von jeher seltsame Missdeutungen erleiden musste, erhält wohl nur im Lichte der Feuerbachschen Philosophie einen ganz eindeutigen und charakteristischen Ausdruck, eben weil sie offenbar vom Dichter im Geiste des Philosophen geschaffen wurde. Und dass Feuerbachs Gedanken auch in die Tiefe einer Holofernesnatur hinableuchten, beweist ja Keller mit der bereits angeführten Bemerkung, er habe immer an Feuerbach denken müssen. Dieses Geständnis erhält nun Gewicht und besondere Bedeutung, sobald man die Kellersche Gestalt vergleichend neben die Hebbelsche stellt und alsbald bemerkt, dass es sich fast Zug um Zug um innig verwandte Naturen handelt, dass Keller, als er die Gestalt mit philosophischem Gehalt erfüllte, Hebbels *Judith* und darin den Charakter Holofernes nicht nur sehr genau studiert, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach auch einer Einwirkung Hebbels in diesem Punkte bewusst nachgegeben hat.

Holofernes, als Kraft-, Tat- und Willensgenie gewaltig über das Mittelmaß seiner Umgebung hinausragend, ein Meisterstück und zugleich eine wollüstige Ausschweifung der Natur, lässt sich mit dem haltlos schwankenden Lys allerdings nur vergleichen, nachdem man die „kleine Welt“ Kellers, in der eine Kolossalstatue alles Leben erdrücken würde, ins rechte Verhältnis zu der heroischen Hebbels gerückt hat. Dann aber erscheint der atheistische Individualist Lys wie ein ins Bürgerliche übertragener Holofernes, der sich ein selbstherrliches Recht zwar theoretisch anmaßen, aber im Lebenskampf doch nicht so rücksichtslos durchsetzen kann, wie sein Ebenbild auf einer höheren Stufe, der über Sklaven gebietende Tyrann in der *Judith*. Einem Holofernes, der mit allen Fasern seines Wesens in einem urwüchsigen Zeitalter wurzelt, darf die Welt in einem ganz andern Maße der Spielball wechselvoller Machtlaunen sein, als einem Malersmann aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Wollte dieser mit Kraft-

stücken und Prahlereien, die einem orientalischen Despoten anstehen, seinem hochgespannten Ich-Bewusstsein genüge tun, so würde er wohl sein Menschenantlitz zu schanden machen. Der realistische Stil Kellers verträgt nicht die gesteigerte Ausdrucksweise Hebbels, und das erklärt den augenfälligen Unterschied zwischen Lys und Holofernes. Wie nahe sie sich trotz alledem innerlich stehen, wird äußerlich sichtbar auf dem Künstlerfeste. Es ist ja kein Zufall, dass Lys bei dieser Gelegenheit sich in die herrische und selbstgefällige Tracht eines Assyrerkönigs hüllt, er enthüllt damit sein Innerstes. Seiner Charakteristik nach dieser Seite seines Wesens hin dient auch schon das von ihm gemalte Bild, auf dem er sich *selbst* in Idealgestalt als König Salomo, sich gegenüberstznd die Königin von Saba, dargestellt hat. „Die Königin war als Weib, was er als Mann und beide, in reiche Gewänder gehüllt, saßen allein und einsam sich gegenüber und schienen, die glühenden Augen eines auf das andere geheftet, in heißem, fast feindlichem Wortspiel sich das Rätsel ihres Wesens, der Weisheit und des Glückes herauslocken zu wollen.“ Hier in der Gegenüberstellung zweier schöner, kraftvoller Menschen ist zugleich, um Hebbels Worten zu folgen, „der zwischen den Geschlechtern anhängige große Prozess“ angedeutet, in dem Holofernes und Judith sich gegenseitig zu Grunde richten. Diese heimliche Feindschaft zwischen Mann und Weib ist bei Lys, genau wie bei Holofernes, durch ein egoistisches Triebleben bedingt. Aufschluss hierüber geben vor allem die Silberstiftzeichnungen in Lysens Skizzenbuch, der künstlerische und sinnreiche Niederschlag all jener Liebesabenteuer, aus denen Lys, der Held, noch immer triumphierend oder doch unter rücksichtsloser Wahrung seiner Freiheit hervorgegangen ist. Stärker als das große Tafelgemälde weist der Inhalt des Buches auf „eine gewisse Art von Ruchlosigkeit“ hin, die dem anhaften muss, der dergleichen erlebt und dann noch ironisirend abbildet. Schon beim Betrachten dieser Zeichnungen ahnt daher der grüne Heinrich, dass der hübsche, ruhige, ja ernste Mann das Weib nicht übermäßig hochachtet und entdeckt auch hier hinter den Linien des Stiftes „etwas von jenem schrecklichen Prinzip, das die beiden Geschlechter als zwei sich feindlich entgegenstehenden Naturgewalten betrachtet, wo es heißt, Hammer oder Amboß sein, vernichten oder vernichtet werden,

oder einfacher gesagt, wer sich nicht wehrt, den fressen die Wölfe“. Dieser Satz könnte ohne Abänderung eines Wortes auf die *Judith*, in seinem zweiten allgemeineren Teile sogar auf alle tragischen Konflikte der Hebbelschen Dramen Anwendung finden; Hebbel selbst würde freilich hinzugefügt haben, dass jenes „schreckliche Prinzip“ zugleich ein „notwendiges“ sei. Die tiefinnerliche Seelenverwandtschaft zwischen Lys und Holofernes, so weit sie sich in spielerischer Willkür, zunächst dem Weibe, dann dem Menschen schlechthin gegenüber so deutlich wie bedeutsam kund gibt, braucht wohl nicht noch ausführlich „bewiesen“ zu werden; sie muss jedem in die Augen fallen, der auch nur oberflächlich die beiden Gestalten betrachtet. Wohl aber muss der *scheinbare* Widerspruch aufgelöst werden, wie er in dem „Wankelmut“ Lysens im Gegensatz zu Holofernes' rücksichtslosem Zuschreiten auf sein Ziel zu Tage tritt.

Lys fühlt sich nicht gebunden, weder an ein Sittengesetz, noch an den höheren Willen einer Gottheit, sein Wille ist's, den er durchzusetzen sucht; handelt er doch nach seinem Wort: „Ich bin frei und Herr meines Willens gegen jedes Frauenzimmer sowohl, wie gegen alle Welt,“ aber eben da dieser Wille sich dem Triebleben unterordnet, macht er den Eindruck eines Wankelmütigen auf Heinrich und muss ihn machen, weil dieser, sein ganzes Streben streng auf die ideale Vorstellung von seinem Selbst gerichtet, den Freund mit *seinem* Maße misst. So erklärt sich, dass er dessen Haltung schließlich als „trivialste Selbstsucht und Rücksichtslosigkeit“ beurteilt und verurteilt und zugleich den „trostlosen Atheismus“ als die Quelle aller Treulosigkeit schmäht: „Wo kein Gott ist, da ist kein Salz und kein Halt!“ Allerdings hat nun Lys auch keinen Gott, gibt er sich doch mit der Ausrottung des Gottesgedankens viel Mühe; aber nicht im „Atheismus“ schlechthin ist die Ursache seiner Haltlosigkeit zu suchen, sondern in seiner sinnlichen Natur. Er spricht die Wahrheit, als er den Vorwurf Heinrichs zurückschlägt: „Lass den lieben Gott aus dem Spiele, der hat hier ganz und gar nichts zu schaffen! Ich versichere dich, ich würde mit ihm wie ohne ihn ganz der gleiche sein! Das hängt nicht von meinem Glauben, sondern von meinen Augen, von meinem Hirn, von meinem ganzen körperlichen Wesen ab!“ Der Atheismus ist nur der religiöse, oder wenn

man will, irreligiöse Ausdruck seines „Wesens“. Nicht weil er Gott im Himmel leugnet, sondern weil er sein ewig wandelbares Ich zum Götter macht, ist er „gottlos“ und das unter den durch Feuerbach gegebenen religiösen Gesichtspunkten, die hier ganz gewiss tiefer in das ganze Problem führen als die christliche Anschauung von „Gottlosigkeit“, die jedenfalls nur jene bereits gemischtbilligte schiefen Auffassung dieser so interessanten Gestalt begünstigen würde. Halten wir uns hier darum an Feuerbach, vor allen Dingen an das, was er im sechsten Kapitel des *Wesens des Christentums* sagt: „Der Ir- oder Nichtreligiöse erscheint, wenigstens dem Religiösen, als ein subjektiver, eigenmächtiger, hochmütiger, frivoler Mensch, aber nicht deswegen, weil diesem nicht auch *an sich* heilig wäre, was jenem heilig ist, sondern nur deswegen, weil das, was der Nichtreligiöse nur in seinem Kopfe behält, der Religiöse außer sich als Gegenstand und zugleich über sich setzt, daher das Verhältnis einer förmlichen Subordination in sich aufnimmt.“ Hier sind der religiöse Gottgläubige und der religiöse Gottlose sich gegenübergestellt; Lys nun ist weder der eine, noch der andere, sondern ist *irreligiöser* Atheist. Während der Religiöse, um in Feuerbachs Denkweise fortzufahren, sein täglich sich wandelndes sinnliches Ich seinem „Wesen“, das heißt der Idealvorstellung von seinem eigenen Selbst, unterwirft, lässt Lys ein solches subordinierendes Verhältnis des Ichs zum Wesen in seinem Selbstbewusstsein nicht zu; das verrät auch das gelegentliche, merkwürdig einsichtsvolle Eingeständnis, ihm fehle es an „Frommheit oder Frommkeit“, das offenbart ferner sein ganzes Tun und Lassen. So erklärt sich auch, weshalb der grüne Heinrich in Lysens Dasein keine leitende Idee entdecken kann, weshalb er diese Lebensart als moralisch verwerflich empfindet; stellt sie sich ihm doch „als rücksichtsloser Wankelmut dar, der zu einer Art frechen Kühnheit wurde“.

In Holofernes steigert sich diese gleiche Ideelosigkeit zu vermessener Selbstvergötterung empor, die „jenseits von Gut und Böse“, in der eigenen Brust das Maß aller Dinge, das Gesetz alles Handelns sucht. Auch hier beruht die Gottlosigkeit nicht etwa darin, dass Holofernes die Götter höhnt und verwirft, sondern in einem Mangel an Zielstrebigkeit, welche dem ewigflüchtigen Sein Halt und wegsichere Entwicklung verbürgt. Holofernes,

ohne Ziel und Endzweck, verfällt somit mit gleicher Notwendigkeit dem gleichen „Wankelmut“ wie Lys. Der Holofernes von gestern ist nicht der von heute und wills auch gar nicht sein, da er nicht zu den Toren gehören mag, die in feiger Eitelkeit vor sich selbst niederfallen und einen Tag immer zum Narren des andern machen: „Ich haue den heutigen Holofernes lustig in Stücke und gebe ihn dem Holofernes von morgen zu essen.“ Keineswegs ist der Begriff „Wankelmut“ in dem trivialen Sinne von Charakterlosigkeit zu verstehen; denn Holofernes ist eine viel zu große, Lys eine viel zu tüchtige Natur, als dass sie je verkommen könnten. Es soll damit nur der völlige Mangel eines selbstbewussten Willens zur Entwicklung getroffen werden. Mag auch Wankelmut und Wandelsucht zeitweilig eine Entwicklung vortäuschen: sie ist, am Ende aller Entwicklung, doch immer nur der spielerisch-launenhafte Ausdruck einer gewissen Vollkommenheit. Lys und Holofernes sind „fertig“; wie inbrünstig sehnt sich dieser nach etwas „Neuem“ und Lys „kann schon alles, was er will“.

Solche Vollkommenheit kann vom Egoismus zur Welt keine anderen Beziehungen unterhalten als die des Zweifels, des Hohnes, des Ekels. Darum ergeht sich Holofernes auf seiner eisigeinsamen Höhe in schauderhaftem Spott über die verächtliche Welt, über seinen erbärmlichen Herrn und zuletzt, was übrig bleibt, sich selbst; darum wünscht er sich, zu ewiger Langerweile verdammt, nur noch einen würdigen Feind, mit dem er gemeinsam sterben kann. Darum steht Lys, ein malerisches Genie, ohne Ehrgeiz am Ende seiner Künstlerlaufbahn voll Blasiertheit, die in melancholisch-skeptischen Weltbetrachtungen überfließt. Auch nach dieser Seite seines Wesens hin geben seine Malereien Aufschluss. Sei's nun der *Salomo*, der sowohl das hohe Lied gedichtet als geschrieben haben musste: „Alles ist eitel unter der Sonne“, sei es das *Porträt Hamlets*, der wie Salomo die verhüllten melancholischen Züge des Malers trägt oder sei es zum dritten die *Bank der Spötter*, die bei unverwüstlicher Gesundheit „unverkennbare Hoffnungslosigkeit auf den Stirnen und um den Mundwinkeln mit unabwehrbarem Durchdringen jede Selbsttäuschung, Halbheit, Schwärmerei, jede verborgene Schwäche, jede unbewusste oder bewusste Heuchelei“ des Betrachters ans Licht zogen. Desfernern enthält ja auch das Skizzenbuch eine „Welt der Schönheit

und zugleich der Verspottung". Überflutet wird des Holofernes Weltekkel, Lysens Blasiertheit immer wieder von der Begierde. Allerdings äußert sich in der Unersättlichkeit, mit der sie von Genuss zu Genuss schweifen, zugleich die Sehnsucht, innigere Beziehungen zum Mitmenschen zu finden als die, so in der Verachtung liegen. Holofernes und Lys haben im Liebesgenuss keinen tieferen und wahren Genuss der Liebe, weil sie das Weib lieben wie „Essen und Trinken“, weil sie in ihm, ohne vom eigenen Ich etwas hingeben zu können, nur den Gegenstand der Lust schätzen, so lange die Lust sie reizt. Erst Judith gibt dem stolzen Herrn der Welt eine Ahnung davon, dass das Weib etwas Höheres sein könne als ein wertloses Objekt des Genusses; erst Rosalie erscheint Lysen als die Frau, an die er sich dauernd fesseln könnte. Aber Holofernes dringt durch die Ahnung vom Werte des Mitmenschen zu einer freimütigen Anerkennung desselben nicht hindurch, sondern gebraucht das Weib, das er neben sich hätte achten können, wie eine beliebige Lagerdirne, schändet in ihr nicht nur ihr Geschlecht, sondern die ganze Menschheit und hierin liegt seine große Schuld. Lys dagegen missachtet, von leidenschaftlichem Begehrn angestacheln, die Liebe zwischen Rosalie und seinem Freunde Erikson und überlässt im gleichen Atemzuge Agnes, nachdem er in ihr Hoffnungen erweckt hat, ihrem Schicksal; hierin liegt seine geringere, aber doppelte Schuld. Heinrich, dem der stille Jammer des verratenen Mädchens tief ins Herz schneidet, kann nicht begreifen, wie man mit so schnöder Leichtfertigkeit über ein Menschenschicksal hinwegschreiten kann, nur weil man lästiger Fesseln ledig sein will. Treue und Treuehalten kann er sich, ganz im Banne seiner sich selbst getreuen Natur, so wenig als Liebe aus dem Leben hinwegdenken. Lysens Rücksichtslosigkeit beunruhigt ihn daher wie eine „unheimliche Naturerscheinung“ und er „leidet unter dem Eindruck, mit welchem man im Traume einen Sinnlosen sich in den Abgrund stürzen sieht“.

Die Kraft, mit der Lys von Agnes weggerissen und zu Rosalie hingezogen wird, ist — freilich nur auf Seiten Lysens — der gleiche ungestüm elementare Trieb, welcher die beiden Titanen in Hebbels Drama zusammenführt. Rosalie spielt im Schicksale Lysens auch die gleiche Rolle wie Judith in dem Holofernes';

beide „bedeuten“ das Weib als Ergänzung des Mannes. Diese Sehnsucht nach Ergänzung des eigenen reichen Selbstes redet verhohlen aus Lysens Bild, auf dem er dem Salomo, als einem idealisierten Lys, die Königin von Saba gegenübergestellt hat, denn diese „war als Weib, was er als Mann“. In der als Venus gekleideten Rosalie entdeckt er nun plötzlich das alleinige, seiner Liebe würdige Weib. Er selbst gesteht, „erst durch ein Weib von solcher Reinheit von allem eigensinnigen, kränklichen und absonderlichen Beiwerke, durch ein Weib von so unverwüstlicher Gesundheit, Heiterkeit, Güte und Klugheit, wie diese Rosalie, könnte er für immer gefesselt werden“, während das „Naturspiel“ Agnes mit einemmale zu einer „vergänglichen Spezialität“ herabsinkt. Rosalie scheint auch geradezu bestimmt zu sein für einen schönheits- und genussfrohen Künstler wie Lys; lebt die junge Witwe doch gleich ihm ein ruhevoll, harmonisches, von keinen Sorgen gestörtes Leben. „Mit den leichten und doch starken Schranken ruhiger Absichtslosigkeit, ja Resignation hat sie sich umgeben, um jeder Reue bringenden Übereilung und Gewaltsamkeit aus dem Wege zu gehen, wahrscheinlich aber doch mit dem Vorbehalte entschiedener Wahl, sobald die rechte Stunde käme“. Rosaliens Leben hat also ein Ziel und kann es haben, weil — in dieser Auffassung von der Bestimmung des Weibes gehen Keller und Hebbel einen Weg — die Ehe das Weib so ausfüllt, wie den Mann der Beruf; Lys aber hat, obwohl er Maler ist und malt, keinen Beruf, denn er arbeitet ohne jede Liebe zu seiner Kunst. Lysens Resignation und Absichtslosigkeit stimmen darum mit dem Seelenzustand jener schönen Frau nur ganz oberflächlich, nicht in Wahrheit überein; denn trotz seines weltmännischen Geschickes, dem Leben die besten Genüsse abzujagen, hat er doch niemals Ruhe, immer ist er „mit allen Hunden gehetzt“. Dagegen lebt Rosalie in einer „schönen Sicherheit“ und das ohne Verzicht auf heiteren Lebensgenuss. „Schön und reich, sind beide gleich,“ sagt zwar die Welt, aber sie soll nicht Recht haben, denn nicht Lys, sondern Erikson ist der Auserwählte, da Rosalie beim ersten Blick an ihm jene „ruhige Sicherheit“ bemerkte, die auch ihr harmonisches Dasein bestimmt. So stehen den gottlosen Naturen Holofernes und Lys die gotterfüllten Judith und Rosalie gegenüber; die Kellersche Gestalt gotterfüllt im

Sinne von Feuerbachs Humanismus, der die Gottinnigkeit des religiösen Gemütes in ihre psychologische Wurzel, die „Seelenruhe“, zurückverlegt. Lys in seiner „Verblendung“ und „leidenschaftlichen Verirrung“ ahnt freilich nichts von dieser ruhevollen Sicherheit, in welcher sie, Eriksons und der eigenen Liebe gewiss, den Treulosen „mit unwiderstehlichem Lächeln zu klugen und zuversichtlichen Redensarten verlockt“, so dass er, mit plötzlicher Entschlossenheit ihre Hände ergreifend, ihr „seine ernste und heilige Liebe erklärt und sein Lebensglück und seine Ruhe“ von ihr fordert, die einzig sie ihm geben könne. Zum erstenmal vielleicht in seinem Leben fühlt sich Lys von einem andern Menschen abhängig und muss sich darum bequemen, von seiner einsamen Höhe herabzusteigen. Er zeigt sich da zweifellos von einer menschlicheren Seite als Holofernes in seinem glühenden Entbrennen für Judith, doch fällt Lys in seiner dreisten Liebeserklärung rasch in den prahlerisch-selbstbewussten Ton, der gerade Holofernes charakterisiert. „Sie sei das Weib der Weiber, die göttliche Frau, die immer nur *einmal* in der Welt sei, schön und hell und heiter, wie der Stern der Venus, klug und gütig und nur sich selber gleich. Er wisse jetzt, warum er sich in Irrsal und Wankelmut umgetrieben, indem er das Beste gehaht und gesucht, aber nicht habe finden können; aber nun habe er auch die unerbittliche Pflicht und das unveräußerliche Recht, es zu erringen. Keine Rücksicht dürfe ihn hindern, in so entscheidender Stunde den Schritt über die schwanke, schmale Brücke zum Dasein zu tun und ihr das ungeteilte und ganze, von keinen Zufälligkeiten getrübte Leben anzubieten, ein Leben, das die Notwendigkeit, nicht die eiserne, sondern die goldene, selbst sein würde. Denn es sei nicht möglich, dass irgend ein Lebendiger sie so zu kennen und zu würdigen vermöge, wie er; das fühle er untrüglich und glühend, wie ein lohendes Feuer, eine Glut, die zugleich ein Licht des Urteils sei, das gegenseitig sein müsse.“ Da erfährt der stürmisch Werbende, was er sich halb gedacht, die Verlobung Rosaliens mit Erikson, aber diese Tatsache kann sein aufgeregtes Begehr nicht beruhigen. „Das tut nichts!“ ruft er aus: „Die rechten Schicksalswendungen gehen über dergleichen hinweg, wie der Morgenwind über das Gras! Vor dem Entschlusse von heute muss der verjährte Willen von gestern erbleichen.“ „Nein!“ er-

widerte sie mit Kopfschütteln und scheinbar trauriger Verlegenheit, „ich gehöre zu dem Geschlechte derer, die Wort halten; ich kann nicht anders, ich gehöre zum Grase!“ Und sogleich macht sie in spottender Schalkhaftigkeit den Vorschlag, gern wolle sie mit ihm in eine platonische Seelenfreundschaft eingehen, sobald nur das beruhigende Alter die rechte Weihe dafür gebracht habe. Da endlich merkt der „König von Babylon oder Ninive“ in all seiner Herrlichkeit, dass die reizende Frau die ganze Zeit nur ihr Spiel mit ihm getrieben hat, ein Spiel, wie es ernsthafter, grausiger die Judith mit Holofernes treibt. Er selbst empfindet das, setzt er doch ihren Lügen ein verwundertes: „Weib, es kommt mir vor, als ob du mit mir spieltest“ entgegen; aber er würde sich selbst beleidigen, wollte er ihr ernsthaft Glauben schenken. Darum glaubt er auch nicht die furchtbar-deutlichen Wahrheiten: „Lerne das Weib achten! es steht vor dir, um dich zu ermorden“, erkennt nicht die tiefe Wahrheit, die in den Worten Judiths liegt: „Du trotzest auf deine Kraft. Ahnst du denn gar nicht, dass sie sich verwandelt hat? Dass sie dein Feind geworden ist?“ Das kommt ihm nur wie eine erheiternde Neuigkeit vor. Er fühlt, seine Kraft hat kein Ende, es sei denn in der Vernichtung und die wird ihm denn auch durch die Hand des edelsten Wesens, das seine Kraft je vernichtet hat. Den Verrat Lysens an Agnes rächt Heinrich und sticht (in diesem Zusammenhang ist die erste Form des Romans maßgebend) dem Freunde mit dem schlechten Rechte der Selbstgenugtuung den Stoßdegen in die Brust. Rosaliens Richteramt hatte schon vor dem wie vernichtet zusammengesunkenen Lys ein Ende genommen. Das mörderische Schwert gehört nicht in ihre Hand, da sie nicht geschändet, sondern siegreich aus dem Kampfe mit dem begehrlichen Manne hervorgegangen ist. So blüht ihr, während der Judith aus der Verleugnung ihrer weiblichen Natur im Mannesmord ein tragisches Schicksal erwächst, als dem holden Abbild der Aphrodite ein glückliches Los in der Ehe mit Erikson. Auch dieser verschmäht eine blutige Genugtuung, obwohl er hierzu ein viel höheres Recht als Heinrich besäße und begnügt sich in männlicher Gemütsruhe mit der, die in dem Vorwurf liegt: „Aber, närrischer Kauz, wer wird denn seinen Kameraden die Bräute wegschnappen!“ „Da!“ sagte Lys mit Lippen, die nicht nur von Reue und Verlegenheit,

sondern auch ein wenig von Herzenstrauer verbittert schien, da hab' ich's nun! Das ist die Folge, sobald man sich einmal selbst hingibt. Nun erfahr' ich, wie es tut, wenn einer in die Verbannung geht. Ich wünsch euch übrigens Glück!"

Hier endlich löst sich Lysens egoistischer Drang in Resignation auf. Holofernes hatte die Wahrheit aus Judiths Munde, dass alle Kraft in der Überspannung zur „Schwäche“ umschlägt, nicht angenommen; mit seinem Tode besiegt er sie, ohne dass sie noch in sein Bewusstsein fallen kann. Lys dagegen wird seine „Schwäche“ inne, hat plötzlich die Empfindung von „der dunklen und leeren Stelle in seinem sonst so reichen Wesen“. Und dunkel und leer ist's in ihm da, wo neben dem Eigen-Ich des Nächsten Ich Sitz und Stimme beansprucht, im *Gewissen*. Lys ist kein Lump, so wenig als Holofernes ein Bösewicht, bei aller Gewissenlosigkeit schützt sie ihr reiches Wesen vor dem Gemeinen. Ihr starkes Ich achtet freudig alles Edle und Hohe der Welt und mit dem gleichen Ich verletzen und vernichten sie's, eben weil kein Gewissen, in dem der Mitmensch seine Lebensansprüche geltend macht, dem ewig begehrlichen Ich einen Damm entgegengesetzt. Allerdings fällt durch Lysens zages Verhalten zu Agnes ein Schein schweigsamer Achtung vor dem schwachen Mitgeschöpf auf seine glänzende Selbstsucht. Als Heinrich vor dem Bilde des Mädchens, gerührt von ihrer elementaren Unschuld, ausrief: „Der tun Sie aber kein Leid an!“ (und angesichts all der gedemütigten Frauenwesen in dem Album hat diese Bitte gute Gründe), da hatte Lys die Bitte mit lachendem Oho! an seinem Willen, auch diese Blüte wie alle andern zu brechen, zunächst abgleiten lassen; doch ist er von der Hilflosigkeit und unschuldigen Schönheit des Mädchens so ergriffen, dass er, anstatt eine der früheren Liebeleien einzuleiten, sogar in einen ehrenhaften, ernsten Verkehr hineingerät; für lange Zeit freilich nicht, dann überlässt er gewissenlos das Mädchen seinem Schicksale. Immerhin handelt Lys zuweilen noch unter dem geheimen Zwang eines nicht vollständig erloschenen Gewissens; kann ja der um so vieles titanenhaftere Holofernes auch nicht den Schrei der getretenen Menschheit in seiner Brust so ersticken, wie er's in seinem Selbstbewusstseinsrausche zu können vermeint. Denn wenn er sich seinen dereinstigen Untergang auch als einen letzten Triumph über die Menschheit

vor die Augen stellt, indem er sich lachend all denen preisgibt, die er je gefoltert hat, um sich, der Gefolterte, dann erst recht über die eigene Qual zu erheben und von neuem zu donnern: „Kniest nieder, ich bin euer Gott!“, so beweist gerade diese eitle Vorstellung eines „gewissenlosen“ Unterganges, dass noch ein Gewissensrest zu tilgen ist, ehe sie Wahrheit werden kann. Jedenfalls wirkt hinter diesem schrecklichen Phantasiebilde der brennende Wunsch, kein Gewissen zu haben und damit Gott zu sein. Denn so viel ist klar, zum „Maß der Menschheit“ kann der Mensch sich nur ausdehnen, indem er, jedes andere Maß in sich tilgend, sich selbst als Maß setzt. Wir begegnen hier bei Hebbel der Feuerbachschen Anschauung vom Gewissen als „dem andern Ich im Ich“. „Das böse Gewissen,“ sagt letzterer, „ist nur der in den Eingeweiden meines eigenen Glückseligkeitstriebes wühlende verletzte Glückseligkeitstrieb des andern. Was ich dem andern angetan, das tue ich nun an seiner Statt mir selbst an.“

Vergegenwärtigt man sich dagegen die recht seltsame Anschauung Nietzsches vom „schlechten Gewissen“ als einer Folter des Ichs nicht durch die verletzte, sondern die verschont gebliebene Menschheit, so wird man, wenn man hierbei nicht an eine Verstellung des Sachverhaltes sowohl, wie des Sachwalters glauben kann, sich doch hüten, bei dem Problem des Gottmenschen, an dem seit der Romantik jede Generation gearbeitet hat, den Namen Hebbels ohne kritische Bedenken so dicht neben den Nietzsches zu setzen, wie es meistens geschieht. Was Holofernes mit dem „Übermenschen“ gemein hat, Stolz, Grausamkeit, Härte, Anmaßung, das alles liegt so an der Oberfläche, dass es nicht viel bedeutet; denn alle jene Wesenszüge sind schon mit der seelischen Grundform ihres Wesens, dem Egoismus, gegeben und sind nur dessen weitere Ausprägung im einzelnen. Aus diesem Grunde steht auch der „Einzig“ Stirners, der doch nur das individualistisch-egoistische Prinzip in seiner Menschwerdung darstellt, dem „Übermenschen“ Nietzsches so brüderlich nahe, obwohl ihm Blut und Lebenswärme vollständig abgehen. In einem Vergleiche des Holofernes mit dem Übermenschen kann daher der „Egoismus“ nur die Grundlage abgeben, der Gehalt an versenkter Lebensanschauung tritt mit einer vergleichenden Untersuchung der beiden Charaktere noch nicht heraus, sondern erst

mit der Betrachtung ihres Schicksals. Nietzsche erwartet vom Übermensch das Leben, bei Hebbel erleidet er den Tod. Der tragische Tod an sich bedeutet innerhalb der Hebbelschen Kunst- und Lebensanschauung noch keine Verwerfung des Untergehenden als Mensch und Individuum, die „Agnes Bernauerin“ sei des Zeuge; aber zu dieser Auffassung des Tragischen war der Dichter der Judith noch nicht völlig hindurchgedrungen, zum mindesten hat sie sich in seinem Jugenddrama noch nicht in vollkommener Klärung abgesetzt. Die frevelerische Schändung des Mitgeschöpfes durch Holofernes, obwohl er es achten kann und muss, ist Sünde in viel engerem Sinne als das Vergehen des Kandaules oder selbst des Herodes. Und der gewissenlose Egoismus dieses „Übermenschen“ ist eine Ausschweifung, an der die „Menschen“ in den späteren Dramen Hebbels selbst mit der rücksichtslosesten Verfechtung ihrer egoistischen Rechte doch nimmermehr teilhaben. Einen Herodes kann die Erde ertragen, einen Holofernes nicht, weil er das Maß der Menschheit stört und zu zerstören droht. Allerdings bedeutet nun der Holofernes als künstlerische Schöpfung eine Erlösung des Dichters, eine reinigende Erlösung aber erst mit seinem tragischen Untergang. Nietzsches „Übermensch“ dagegen hat als „Erlösung“ einen anderen psychologischen Ursprung, wie ethisch betrachtet eine ganz andere Bedeutung. Er ist eine „Verheißung“, mit der Nietzsche seinem matten Egoismus das sichere Gefühl ethischer Berechtigung einflößen wollte, während Hebbel in der tragischen Vernichtung seines Übermenschens seinen starken Egoismus bändigte.

Kellers Verhältnis zum Übermenschensproblem ist im wesentlichen durch seine Stellung zu Feuerbachs Humanitätsideal bedingt. Dieses aber hat im *Grünen Heinrich* Leib und Leben erhalten, im Helden Heinrich, indes Lys ihm lediglich zur Folie dient. Das Ziel des Feuerbachschen Humanismus ist nicht der „Übermensch“, der die Menschheit aufsaugt, sondern der Mensch, der aus und an und mit der Menschheit wachsend „wahrer, vollkommener Mensch“ zu werden sich bemüht. Und diesem Ideale sucht Heinrich, indem er in unverbrüchlicher Treue gegen sich selbst den Forderungen seiner edelsten Triebe gehorcht, zu genügen. Seinem Widerspiel Lys fehlt, um es nochmals kurz zu wiederholen, zum ersten dies sittliche Streben, fehlt zum andern

die Achtung vor der Menschheit, die als Korrelat im menschlichen Gewissen neben die Eigenverehrung treten muss, soll nicht diese sich zu maßloser Selbstvergötterung verzerren, wie dies an Lys eben offenbar wird. In der späteren Fassung des Romans lässt der Dichter an Lys nicht nur den Tod vorübergehen, sondern ihn auch durch „ein Schwanken seines Wesens“ zur Zielstrebigkeit kommen, die ihn nun zu jenem „Gott“ hinführt, den Feuerbach und die älteren deutschen Mystiker in der bewussten Pflege und Entwicklung des Charakters erblicken. Dieser Gedanke, dass der religiöse Mensch in der sittlichen Ausgestaltung seines Selbstes schon auf Erden des Göttlichen teilhaftig wird, ists, der sich durch nahezu alle Dichtungen Kellers zieht. Auch Hebbel hat ihn unzweifhaft als einen religiösen empfunden, bekennt doch schon der Vierundzwanzigjährige: „Das ist des Menschen letzte Aufgabe, aus sich heraus ein dem Höchsten, Göttlichen gemäßes zu entwickeln und so sich selbst Bürge zu werden für jede seinem Bedürfnis entsprechende Verheibung“. „Wenn,“ heißt es darum später, „ein universeller, alles umfassender und beherrschender Mensch geboren wird, so geht ein Wollustgefühl durchs Weltall.“ Holofernes, auf den in der Regel dieser Ausspruch seine Nutzanwendung findet, ist dieser umfassende Mensch nicht; denn er umfasst nicht alles. Er ist, Hebbels Worte zu gebrauchen, eine „ungeheuerliche Individualität“, die „alles, was sie ahnt, zu sein glaubt“, also das unendliche Wesen Gottes sich auch nur vindiziert, weil sie es in der eigenen Unzulänglichkeit „ahnt“.

Nicht diese ungeheuerliche Individualität, nicht der „Üermensch“, der die Herde erdrückt, sondern das große Individuum im Einklang mit der Gesellschaft ist das Ideal Hebbels. Keller teilte, seiner demokratischeren Natur zufolge, nicht die Missachtung des Aristokraten Hebbel für die Masse; aber darum erscheint ihm nicht minder als Menschheitsziel der große und tüchtige Mensch, der in seinem Volke lebt und schafft. Vom Übermenschentum eines Nietzsche oder Stirner schied er sich noch als Sechzigjähriger ausdrücklich: „Der Satz Ludwig Feuerbachs: Gott ist nichts anderes als der Mensch! besteht noch zu Recht; aber eben deshalb kann man nicht sagen: Der Mensch ist Gott! insofern das zweite Substanzivum nun doch wieder etwas Größeres ausdrücken soll als das erste.“

WEINBÖHLA

HANS DÜNNEBIER

